

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DER ATEM DES GEISTES

VERLAG DER FRANKFURTER HEFTE
FRANKFURT AM MAIN

ZWEITES KAPITEL

NAMEN UND GEDANKEN

Bei Aristoteles, bei Thomas von Aquin, bei Hegel und bei den logischen Positivisten steht zu lesen, daß die Sprache etwas Natürliches sei. Das Johannesevangelium sagt zwar das Gegenteil. Jesajas stimmt ihm zu, und Hamann, der Magus aus dem Norden, hat in dieser Annahme, die Sprache sei Natur, den täglich wiederholten Sündenfall des Menschengeschlechts gesehn.

Aber die Gebildeten werden dadurch nicht abgeschreckt. Der Jesuit Ginneken hat das Sprechen aus dem Lutschen der Säuglinge an der Mutterbrust abgeleitet. Die wichtigste Folge dieser Haltung ist gewesen, daß tausende von Abhandlungen die Sprachvorgänge aus der Kinderpsychologie haben ableiten wollen. Jeder „Naturalist“ in Sachen Sprache muß — das ist die Folge des Begriffs „Natur“ — kausal und rückwärts suchen, um zu verstehen. Wer die Sprache für ein Wunder hielte, müßte alle dem Vollwunder machtvoller Sprache vorausgehenden Sprechtypen für unvollkommen ansehen. Das Lallen der Kinder, das Zwitschern der Vögel, die Kontroversen der Philosophen würden einem die Sprache auf ihren Wundercharakter, ihre Verwandlungsmacht betrachtenden Denker nicht viel anderes bedeuten als der Embryo dem Physiologen. Aus der Kiemenatmung des Embryo kann niemand beweisen, daß der fertige Mensch Lungen haben werde. Aus dem Flüstern der Gelehrten,

dem Schreien der Säuglinge, dem Zwitschern der Vögel kann niemand sich einen Vers machen auf die Worte der Messe. Aber die gesamte Literatur über die Sprache begeht eben diesen methodischen Fehler, daß sie die Lungen aus den Kiemen erklären will.

Das Volk hat diese Lehren von der Sprache nie geteilt. Da, wo Analphabeten noch das Wort haben und wo der Schulzwang nicht „die Papiere“ zwischen die Landgemeinde und mich schiebt, da gilt die Sprache als ein spätes Ehrenrecht des Vollbürgers. Da ist es, mit anderen Worten, nur nach ausdrücklicher Bevollmächtigung möglich, zu sprechen. Und alles, was ausdrücklich bestimmt wird, kann nicht „natürlich“ heißen. Es gibt Stämme, wo weder Weiber noch Kinder sprechen.

Blickt doch um euch! Wir lallen, babbeln, schwätzen, lernen auswendig, unterhalten und zitieren; wir streiten und debattieren; wir scherzen. Aber besagt das schon, daß wir sprechen?

Bei den Analphabeten spricht nur der, der ein Geständnis ablegen, ein Gebet sprechen, ein Gelübde geloben, einen Eid leisten, einen Befehl geben will. Erst diese Sprachakte spricht ein Sprecher im vollen Wortsinn. Denn erst in ihnen spricht er allein, selbständig, gewissenhaft, verantwortlich, ernsthaft. Vorher spricht er weder ernsthaft noch wirklich. Es ist der Fluch des Wortes „wirklich“, daß es heute ohne seinen Sinn des „wirksamen“ verstanden wird. Sonst würde jedermann begreifen, daß nur der Offizier, Richter, Priester, Hausvater, Zeuge, Geschworene wirklich spricht. Alles andere Sprechen ist Einüben auf das Christentum, wie Kierkegaard das genannt hat. Durch viele Arten von Wortschwall üben wir uns aufs endgültige Sprechen ein.

Die Männerweihen, die Initiationen bestehen geradezu in dieser Konsekration des ersten, von einem neuen Men-

schen mit Vollmacht getanen Ausspruchs. An einem Manneswort soll man nicht drehn und deuteln, an einem Kinderwort soll man gerade das.

Folgen wir dieser Volksweisheit. Die Sprache gelte uns bis zur Volljährigkeit als ohnmächtige Sprache; der Sprache vollmächtig sei nur der Eides- und Gelöbnisfähige. Dann folgt daraus, was die Sprache leistet, und es folgt, daß dort, wo sie das nicht leistet, nicht gesprochen wird. *Die Sprache ver-setzt den Sprecher in eine noch nie dagewesene, in eine bis dahin unerhörte Lage.* Kindersprachen, Diplomaten-sprachen, leere Konversation besagen nichts für die Sprache, die das leistet, was Sprache leisten soll. Jede kraft einer ausdrücklich ausgesprochenen Wahrheit geschaffene neue Lage verändert die Verhältnisse zwischen dem einen Ich, den beiden Du und den vielen Es in der Gesellschaft. Es ist die Leistung der Sprache, zu bestimmen, wer von jetzt ab aus Es in Du, aus Dir in Ich aufsteigt, wer aufhört, auf diese Bezeichnungen Anspruch zu erheben. Die Sprache autorisiert und exautorisiert. Alle anderen Redseligkeiten sind Kinderspiel, auch wenn Erwachsene ihnen obliegen.

Denn alle Sprache ist Amtsübertragung. Wer nämlich Eid, Gelübde, Gebete, Geständnisse anstimmen kann, übernimmt ein Gemeindeamt. Er redet innerhalb eines Verbandes, weil dieser Verband sich ja fortan auf seine Äußerung berufen kann und berufen will. Wenn einer das Ehegelübde ablegt, so will sich die Gemeinde auf ihn verlassen können, damit Fräulein Klärchen Waldegger von nun an Frau Klara Buchenegger heiße. Die ganze Gemeinde verläßt sich und beruft sich auf den Ehemann, wenn sie die Braut von nun an gehorsam Frau Buchenegger tituliert.

Da Kanonisten wie Zivilisten diesen „sich-darauf-beru-

fen-können“-Charakter der Eheschließung in vorchristlicher Zeit verleugnen, beschreiben sie die Ehe als Vertrag. Der Ehevertrag ist aber nur die Abrede über das Vermögen, wie jeder Jurist weiß. In meinem „Industrierecht“ ist gezeigt, daß die Ehe so wenig wie das Arbeitsverhältnis und die Gastfreundschaft je ein „Vertrag“ gewesen ist. Sie ist Namenszwang, den die Eheschließenden auf die Gemeinde ausüben.

Wer mit Vollmacht spricht, erregt eine Zwangsvorstellung. „Was für ein Wort!“ wird der Leser entrüstet ausrufen, „Das ist ja reiner Irrsinn!“ Ja, in der Tat, im Zeitalter des reinen Denkens und des Papiers haben wir dem Wort Zwangsvorstellung seinen Platz im Irrenhaus angewiesen. Ich glaube, mit Unrecht. Die Leute, die an Zwangsvorstellungen leiden, sind nicht deshalb krank, weil sie bezwungen werden. Ohne Zwangsvorstellungen können wir nicht leben. Blicke auf die Landkarte und sieh dir die Alpenkette an. Da siehst du sofort, daß die Schweiz eine bloße Zwangsvorstellung ist. Dein Vatername, die Arbeiterklasse, die Wissenschaft: alles Zwangsvorstellungen. So sind deine Eltern deine Eltern dank einer im Ehegelöbnis geschaffenen Zwangsvorstellung, für die du ihnen ewig dankbar bist. Zwangsvorstellungen geben uns unseren Beruf, unsern Stand, unser Volk. Und da sollten wir sie für Irrsinn halten?

Nein, es gibt rechte und falsche Zwangsvorstellungen. Die Scheidelinie zwischen beiden bildet sich durch den ihnen voraufgehenden Gebrauch, der von der Sprache gemacht worden ist.

Hat ein Mann mit Vollmacht gesprochen, so muß ich ihm glauben, und das heißt, meine Zwangsvorstellung ist nicht ungesund. Die Gesellschaft ist im Gegenteil krank, in der ich nach einer Trauung der Braut den Namen ihres Bräutigams vorenthalte, oder in der ein Rich-

ter auf ein eidliches Zeugnis hin das Gegenteil als wahr unterstellt. Der Richter muß, wenn das Gegenteil wahr sein soll, den Zeugen wegen Meineids verhaften lassen, und ich muß gegen die Ehe (wegen Bigamie oder sonst eines Nichtigkeitsgrundes) Einspruch erheben. Ansonsten gelten der Richter oder ich als verrückt. Und mit Recht.

Sprechen erzeuge Zwangsvorstellungen! Dazu ist es in die Welt gekommen. Krank sind die Zwangsvorstellungen, die mich befallen, ohne daß jemand mit Vollmacht sie ausgesprochen und heraufbeschworen und hervorgerufen hat. Heile Zwangsvorstellungen werden *hervorgerufen*. Es ist hingegen eine kranke Zwangsvorstellung der Lebenden, sich mit einem Dritten Weltkrieg zu beschäftigen. Käme es nämlich morgen zum Schießen, so wäre es noch immer der Zweite Weltkrieg, der wieder auflebte, und nicht der Anfang eines Dritten. So tief entsetzt sind wir von dem Fehlen der Kriegserklärungen im Zweiten Weltkrieg, daß wir auch den Frieden für einen beim Aufhören des Schießens einsetzenden Zustand halten. Aber es hat noch kein Mensch mit Vollmacht das Ende des Zweiten Weltkrieges verkündet. Es ist geradezu eine Ausstrahlung unseres Sprachlich-krank-seins, daß die Ausdrücklichkeit jedes Friedens verkannt wird. Den Frieden gibt es nur als erklärten, als gelobten, angetrauten und nie als natürlichen Zustand. Der Friede ist das erste von der Sprache vollbrachte Wunder.

So schwärzt mit dem Gefasel vom Dritten Weltkrieg die große Rousseausche Ketzerei vom natürlichen Menschen und seiner Güte nach zwei vollen Jahrhunderten aus: Die Gebildeten rechnen das Aufhören des Schießens dem Frieden und das Grollen des abziehenden Kriegsgewitters dem künftigen Kriege zu. Damit erklären sie, daß sie den Frieden für etwas Natürliches halten. Die Ideen

einer natürlichen Sprache und eines natürlichen Friedens gehören zusammen. Beide sind Verirrungen.

Denn zur Sprache gehört Amtsübertragung, Vollmacht. Zum Frieden gehört Abschluß durch Bevollmächtigte, Geloben und Vertrauen. Shakespeare, dieser geniale Verdichter aller Offenbarung vor der Offenbarung, — Verdichter, weil er in ein Wort sie zu verdichten vermag, — spricht einmal von "the married calm of States". Der Staat sei eine hochzeitlich angelobte Beruhigung. Dem Volk des Rütlichswurs in Schillers „Wilhelm Tell“ sollte das wahr klingen.

Die heute auf die Ehe zweier Gatten eingeschrumpfte Bezeichnung „Ehe“ etwa griff daher zuerst viel weiter. Sie umfaßte Neues und Altes Testament, die neue und die alte „E“. Sie bedeutete Äon, Ewigkeit, Gesetz. Das ist sprachlich aber auch ein und derselbe Vorgang, denn jedes epochemachende Wort hat genau den Charakter der Ehegelöbnisse. Die ewigen Worte gelten heute eben als Ausnahmen. Das Zeitungsdeutsch und das Frage- und Antwortspiel in den Schulexamina gilt für die Regel.

So sind die Hauptleistungen der Sprache in Vergessenheit geraten. Sie sind aber diese: Sie versetzt ihre Sprecher in eine epochemachende, neue Lage und erzwingt von allen, vor denen das vollmächtige Wort gesprochen wird, die Anerkennung dieser neuen Lage. Amt, Vollmacht, Öffentlichkeit, Frieden, Zwangsvorstellungen werden durch Sprechen „geleistet“. Die Sprache erlaubt den über uns selber hinausweisenden Mächten unserer Existenz, wenn immer die Beschränkung auf uns selber uns erschreckt, ängstigt, Furcht einjagt und mit Ekel füllt, sie erlaubt den Mächten der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, ihre übernatürliche Kraft auf uns auszuüben. Hört man die Debatten über die „natürlichen“

und die übernatürlichen Tugenden, so vermißt man ein farbenreiches und harmoniegefülltes Gefüge, dank dessen die übernatürlichen Tugenden eben keine ethischen oder moralischen Vorschriften, sondern kosmische Geistesmächte sind. Man vermißt eine Anerkennung, daß diese Mächte die heidnische Zerspaltung des Geschöpfs in Geist und Leib nicht mitmachen, und daß sie uns eben dadurch heilen, daß sie uns in die ungebrochene Einheit von Herz und Kopf, Hand und Sinnen zusammenraffen.

Sie bringen diese Einheit zur Geltung, indem sie das Siegel eines neuen Namens auf jedes solche Ereignis setzen. Der liebt nicht, der seiner Liebe keinen neuen Namen findet. Der hofft nicht, der nicht ein schönes, neues Ding in dieser Welt anschaut. Der glaubt nicht, der Gott nicht mit einem neuen Namen anruft, wenn er die ewigen Namen wiederholt. Denn man muß Gott in der Kirche *und* im stillen Kämmerlein anrufen, dem Mädchen oder dem Vaterlande seiner Wahl die rechtlichen Namen und den einzig wahren, neuen Liebesnamen zugleich geben, den Dingen der bunten Welt ihre bisherigen Namen und den der eigenen wissenschaftlichen oder fachlichen Bearbeitung leihen, wenn man ein Mensch ist. Wir treten in die Riesenströme der Liebe, des Glaubens, des Hoffens, das heißt in die Schöpfungsgeschichte des Menschen immer da ein, wo uns die Liebesnamen, die Glaubensnamen und die Arbeitssprache (Arbeit ist Welthoffnung) frei von der Leber weg kommen und außerdem durch unser eigenes Erleben sich erneuern. Dank der Sprache hängen also die übernatürlichen Tugenden in jedem von uns mit dem ganzen Menschengeschlecht zusammen. Wir ehren die bisherigen, uns begeistern die neuen Namen.

Aber auch dem ungläubigen Leser läßt sich an der Struktur der Sprache — wohlgemerkt: aller Sprache — der

Beweis erbringen, daß die Sprache für etwas anderes da ist als für das Denken. Da die mit der Sprache bewirkte Leistung *toto coelo*, wirklich himmelweit vom Denken abliegt, so ist es töricht, der Sprache immer Vorwürfe zu machen, als tue sie es nicht, was sie zu tun versuche. Sie sei ungenau, ein irreführender Knecht der immer klaren Gedanken. Die Sprache hat eine andere Aufgabe, und diese Aufgabe erfüllt sie. Die Sprache setzt Zeiten und Räume gegeneinander ab. Damit kann das Denken nicht viel anfangen, weil wir in Gedanken gerade von Zeit und Raum wegstreben. Wir, so sagen wir, „abstrahieren“, um zu begreifen. Wovon abstrahieren wir? Von Zeit und Raum und den von der Sprache diesen Zeiträumen und Raumabschnitten und in ihnen befangenen Menschen beigelegten Namen, wie Berlin, neunzehntes Jahrhundert, „nach dem Weltkrieg“. Durch das Abstrahieren, den Begriffsapparat der Gedanken, erscheint also gerade die Leistung der Sprache, auf die es ihr ankommt, unwesentlich. Abstrahieren heißt sogar, die Leistung der Sprache unverblümt tadeln und rückgängig zu machen suchen. Wie kann man von der Zunft, die dem Abstrahieren obliegt, Gerechtigkeit oder Verständnis für die Zunft erwarten, der das Nennen aufgetragen ist? Diese Zunft ist das Volk, welches Einschnitte vornimmt, im Kaufvertrag über mein und dein, im Frieden über euer und unser Land, in der Erzählung vom „letzten“ Krieg, Einschnitte, dank deren die Welt anders aussieht als vorher, Gott anders geglaubt wird als vor der letzten Grande Peur, die Nächsten anders geliebt werden als vor dem letzten Schrecken.

Man höre doch nur vorurteilslos hin. Wird Krieg erklärt, so wird alles bisherige in Bausch und Bogen „vor den Weltkrieg“ datiert. Wird Ehe geschlossen, so hört Lieschen Müller auf, Lieschen Müller zu heißen. Werden

zwei Zeugeneide geschworen, so ist die Wahrheit kund getan und die Rechtsunsicherheit zu Ende. In meiner zweibändigen Soziologie „Das Kreuz der Wirklichkeit“ wird durch alle Zeiten und Räume hindurch diese Tatsache verfolgt. Es ergibt sich, daß es weder Zeit noch Raum jemals im Singular als „die“ Zeit oder als „der Raum“ gibt, sondern immer nur Zeiten und Räume, welche die Sprache einsetzt und absetzt. Alle Zeiten sind eben deshalb rhythmisch, und die Zeit der Physiker bleibt hinter dem, was die Liturgie die Zeiten nennt, weit zurück. Das Volk erfährt sich in rhythmisch ablösenden, lebendigen Zeiten; der Physiker hat sich eine „Zeit“ abstrahiert, die es nicht gibt. Man bedenke doch: abstrahieren heißt, von Zeiten, Räumen und Namen absehen. Was muß also herauskommen, wenn man von den Zeiten abstrahiert und trotzdem wissen will, was „Zeit“ ist? Schon Augustinus hat ausgerufen, das könne er nicht. Wir wissen nun die Ursache. Nur in mehreren Zeiten und mehreren Räumen finden wir uns vor und versetzen wir uns hinein. Wer davon abstrahieren will, muß über Zeiten und Räume schweigen. Gerade sie läßt er ja weg und bringt er um, indem er abstrahiert. Man geht nicht zum Scharfrichter, um ihn über Hochzeitsbräuche zu befragen. Aber niemand lacht, wenn Philosophen und Wissenschaftler die hohen Zeiten unseres Geschlechts mit der Abstraktion „Zeit“ enthaupten, sondern hält die Scharfrichter der Zeit für Autoritäten in Sachen Zeit!

Hohe Zeiten, Hochzeiten riegele vergangene Zeiträume ab; sie lösen bisherige Familien auf und stiften neue. König Lears Tochter Cordelia warnt ihren Vater, daß er und sie diesem ewigen Gesetz unterständen, auch sie werde „ehelichen“. Der König, ein Idealist, versteht das nicht. In Afrika heißt ein Mann, dem ein Sohn geboren

wird, und der diesen Sohn Jakob nennt, von da an selber „Jakobsvater“. Wie die Ehefrau bei uns den Namen des Mannes, so erwirbt dort ein Mann den Namen des Sohnes, eine wahrhaft christliche Haltung, an der wir uns ein Vorbild nehmen sollten. Dann würden weniger Kinder in ihrer Mutter Schoß zurückzukriechen trachten. Denn das Kind fände sich damit im Rückblick bereits als „seiner Eltern Zukunft“ anerkannt. Welch eine Ermutigung durch formenstrenge Namengebung!

Das Volk unterscheidet sehr bestimmt zwischen formstrenger und formloser Rede. Die abstrahierende Schule verbreitet bei ihren Schülern die Vorstellung, als sei das Formlose zuerst da, und als sei die Formenstrenge eine nachträgliche Verschärfung. Das ist derselbe, von uns schon aufgedeckte Rousseauismus, der die Kindersprache für die Norm, den Eid für abnorm hält. Die Formenstrenge beim Grundstückskauf ist aber die vollmächtige Rechtsänderung, denn unsere Nachbarn müssen entweder mich oder dich als Eigentümer des „Ochsen“ in Arlesheim ansehen. Der „formlose“ Kaufvertrag über mobile Waren ist also eine nachträgliche Entformung. Genau so ist eben die Kindersprache, die „Mutti“ und „Papa“ sagt, eine Entformung von der Frau Mutter und dem Herrn Vater weg. Spätere Jahrhunderte werden staunen, daß gescheite Psychologen und Philologen und Lehrer des Rechts das Formlose für „älter“ und ursprünglicher angesehen haben als die großen Namen Vater und Mutter, und vermutlich den „lieben Gott“ auch für älter als den wahren Gott, Schöpfer Himmels und der Erden.

Die Formlosigkeit der Hemdsärmel ist immer nur als Nachlassen und Ablassen von der Formenstrenge faßlich. Formlosigkeit ist Nachlässigkeit. Die Kindergartenfanatiker erklären die Form aus der Formlosigkeit, die

Vollmacht aus der Nachlässigkeit. An diesem Punkt scheiden sich die Geister. Und mit meinem Leben stehe ich dafür ein, daß der Ursprung des Geistes und die ewige Sprache formenstrenge, einschneidende Zeiten und Räume stiftende Akte sind. Reden sind gefährlich, und nicht von ungefähr. Deshalb sind seine Akte so präzise wie chirurgische Operationen.

Solcher Akte ist die Nachlässigkeit unfähig. Kindersprache ist nur eine der vielen ungefähren Sprechweisen. Deshalb erklärt sie nichts. Ich habe auf einem stummen Klavier drei Jahre lang üben müssen. Erklärt das stumme Klavier die Instrumente, auf denen das Beethovensche Klavierkonzert ertönen kann? Das aber ist die Bühlersche, Gardinersche, Wundtsche, Freudsche Sprachtheorie.

Die wirkliche Welt entsteht durch unsere Bestimmung ihrer Zeiten und durch unsere Festsetzung ihrer Räume. In diese einzig wirkliche Welt — Gott hat nicht mehrere erschaffen, er hat keine akademische, christliche, physikalische oder Kinderwelt erschaffen —, in die uns hineinzusprechen Gott uns auffordert, in diese einzig wirkliche Welt ist das Kind, der Naturforscher, der Dichter noch garnicht eingetreten. Sie spielen noch mit ihr. Ungefähre Sprache ist nicht etwa ohne Sinn. Das Kind übt, der Dichter träumt vorweg, der Naturforscher denkt nach. Die englische Sprache nennt das Forschen re-search. Research bedeutet wieder-suchen — eine ausgezeichnete Beschreibung dessen, was die Wissenschaft tut. Nur sprechen tun die singenden, sagenden, forschenden Geister nicht. Aber sie werden benötigt.

Ihnen zuliebe aber ist wohl die Sprachlehre darauf ausgegangen, alle Rede auf den untersten Nenner einzuebennen: die lieben Kinder, die großen Dichter, die tiefen Gelehrten: man mußte ihnen doch das Wort geben. Goethe, der größte Dichter, hat in Dichtung und Wahr-

heit brutal ausgesprochen, daß er in die Dichtung vielleicht nur abgedrängt worden ist, weil seine Sprachgewalt in einem Volke erschien, in dem es öffentlich nichts zu besprechen gab! Die Kunstvergötzung seit der französischen Revolution hat diesen ernstesten Ton des Goetheschicksals nicht hören wollen, und auch 1949 ist er nie dazu benutzt worden, sein Amt im Volk der Deutschen zu deuten.

Nun gibt es aber auch einen Mißbrauch der Sprache. Und an einem Beispiel des Mißbrauchs wird sich der Unterschied vom rechten Gebrauch gegen den vorläufigen Gebrauch durch die Kinder und gegen den nachträglichen durch die Forscher neu erhellen. Dies wird uns einen Schritt weiter führen. Denn beim Mißbrauch sind wir in der Schöpfungsgeschichte mitten drin, die die wirklichen Zeiten und Räume unterscheidet. Die Klatschbase zum Beispiel abstrahiert in keiner Weise. Sie hat die Liebenden vorgestern mit eigenen Augen durchs Schlüsselloch gesehen. Beim Klatschen sind Datum und Ort sogar besonders beliebte Gewürze der Verleumdung. Was ist dann falsch am Klatsch?

Die weltlichen Bücher über Ethik erwähnen die Lüge, aber nicht den Klatsch. Denn beim Klatsch ist es nicht die Unwahrheit, die ihn gemeinschädlich macht. Wenn eine Nachbarin ein junges Mädchen ausschilt, weil es sich mit einem jungen Mann einläßt, so ist das ein mutiger Freundschaftsdienst oder kann es doch sein. Dieselbe Freundin wird zur Klatschbase, wenn sie den Betroffenen nicht die Meinung sagt und nicht das Maul hält. Weshalb? Hier taucht eine Rechtslage des Sprechens auf, an der wir den Auftrags- oder Amtscharakter des Sprechens uns klar machen können. Hölderlin hat sie formuliert: „Stört nur nie den Frieden der Liebenden“. Alle weniger Liebenden schulden also den Liebenden Ge-

heimhaltung. Das ist ein tiefsinniges Gesetz. Es fließt aus der Rangordnung der Lebensprozesse. Je schutzloser sie uns machen, desto mehr bedürfen sie der Schonung. Die Begeisterung und die Liebe machen uns wehrlos, auch rein körperlich. Wer diese Entwaffnung nicht ehrt, entehrt die gottgeschaffene Ordnung: Denn das Leben ist die Liebe und der Liebe Leben Geist. Da alle Sprache Liebeszeugnis ist, so entehrt die Klatschbase das Wort, indem sie des Ursprungs ihrer eigenen Klatschrede aus der Hochsprache der Begeisterung vergißt. Ebenso spricht der Gottlose doch noch mit Hilfe der Worte, die einst der göttliche Geist in uns als Worte eingebrannt hat: Je kälter ich spreche, desto entfernter bin ich von der Quelle meines eigenen Sprachvermögens. Desto ehrfürchtiger muß ich also von den Vorgängen sprechen, denen ich eingefrorener Kritiker meinen Namen und meine sprachlichen Mittel verdanke! Denn ich in meiner Kälte könnte sie ja nie erzeugen, oder, wenn sie verschwänden, wieder erzeugen. Zum anderen: Sprechen und Schweigen sind nur zusammen zu verstehen. Es gibt eine Schweigepflicht. Sie wird angesetzt durch die Scham, die wir empfinden, ein Geheimnis ohne Not preiszugeben. Sprechen ist also nicht etwa ein außerhalb des Lebens stehendes Mitteilen von dem, was ist oder gewesen ist. Daß etwas gesagt werden muß, ist selber ein Geburtsvorgang eben dieses Worts. Die Nachbarin soll sich was schämen, das Geheimnis der jungen Liebenden durch ihre Zähne zu ziehen. Diese beiden Umstände: das Ins-Gesichtsagen und das Sich-schämen, fehlen dem Schuldenken und Schulwissen vollständig. Ich habe Studenten über die Eigenschaften Gottes reden hören, so daß ich mich schämte. Die wußten alles „über“ Gott, nur nicht, daß er ihnen zuhörte. Und sie schämten sich nicht. Es waren Theologiestudenten.

Ins Gesicht hinein und verschämt spricht die vollmächtige Sprache, und da ist es eine geheimnisvolle offenbarende Übereinstimmung zwischen unserer Entdeckung und der Sprache selber, daß sie dem Wort „bescheiden“ eine doppelte Bedeutung hat zuwachsen lassen. „Bescheiden“ bedeutet im Grunde und anfangs „certus“, bescheiden, definitiv, nun aber bedeutet es auch „modestus“, bescheiden. Also sagt uns die Sprache schon immer, was wir hier neu zu entdecken hatten: daß Form und Scham zusammengehen, umgekehrt aber Dreistigkeit und Unbestimmtheit sich beim „bloßen“ Reden einstellen. Wer bescheiden spricht, spricht mit der Sorgfalt des Seiltänzers, der ein gefülltes Glas über den Abgrund trägt, ohne einen Tropfen zu verschütten. Wer ungefähr redet, bei dem kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger nicht an. Weil ich umso deutlicher mit Gefahr meines Namens, meiner Reputation rede, je bestimmter ich rede, deshalb spreche ich lieber — „bescheiden“.

Es gibt in der deutschen Sprache ein Dokument dieser Wahrheit, das sie beurkundet. Es ist von einer Frau mit ihrem Herzblut signiert. Sie ist auf dem Altar dieses Geständnisses für den Rest ihres Lebens geopfert worden. Aber es gilt als Gedicht unter Gedichten. Denn da hinein hat der Empfänger dieser Urkunde es versteckt. Die Literaturhistoriker nennen das: Goethe hat diese Verse der Aufnahme in seinen „Diwan“ *gewürdigt!* Liebe Literaturhistoriker, wir Sprachdenker drehen das Verhältnis von Dichtung und Leben um; Marianne von Willemers

„Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide“

steht über allen Dichtungen des Geheimen Rates von Goethe, weil es die einzige Wahrheit sagt, die dem Dichter sein ganzes Leben, eben weil er ein Dichter blieb, zu sagen verboten war. Und dies Dokument, durch das

der „Diwan“ aus orientalischer Verkleidung herausragt, sagt von sich selber, daß es „bescheiden“ spreche! Um zu wissen, wie hier bescheiden beides meint, „certus“ und „modestus“, blicke man auf der unseligen Suleika spätere Bilder, und dann lese man:

„Sag ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sey mein Leben . . .“

Marianne von Willemer hat nicht gedichtet, liebe Literaturhistoriker, und es gab da für den großen Dichter nichts zu würdigen. Es wurde nicht ungefähr geredet oder geträumt oder übertrieben. Hier wird mit Lebensgefahr gesprochen, bescheiden. Es ist eben blutiger Ernst. Wir haben damit die Grenzbestimmung zwischen Ernst und Spiel gezogen. Von Angesicht zu Angesicht und unter Niederringung einer Scham kommt es zum vollmächtigen Wort.

Damit haben wir einen gewaltigen Schritt vorwärts getan. Wer mit seinem Namen „voll einsteht“, der spricht. Es besteht also ein Zusammenhang von Namen und Worten. Namentliche Rede ist nie Klatsch oder Geschwätz.

Endlich haben wir das Stockwerk der Sprache betreten, das der Schulgrammatik unverständlich bleibt: das Stockwerk der Namen. Höhere Grammatik entdeckt, daß volle Sprache namentlich vor sich geht. Der Sprecher muß mit seinem Namen für seine Worte einstehen. Also stehen Namen und Worte in einem Zusammenhang, der mit einer Einteilung in Worte und Namen als Sprachgebilde in der Grammatik nicht einmal gestreift wird.

Es müssen erst einmal auf der einen Ebene namentliche Amtspersonen stehen, wenn auf der anderen Ebene Worte mit Vollmacht zwischen diesen Amtspersonen gewechselt werden sollen. Worte können nicht gewechselt werden, es sei denn, Menschen trügen Namen.

Wenn drei Leute, Hans, Fritz und Else, im Zimmer sind, so ist es ungezogen, wenn Fritz zu Else von „ihm“ statt von Hans redet. Warum? Mit Namen reden wir uns wechselseitig an. Ich bin für den Hans der Fritz, und der Hans ist mir der Hans. Wo ich hinter dem Rücken ihm einen anderen Namen gebe, kränke ich ihn. Der höchste Grad der Anwesenheit und Lebendigkeit wird von uns dem beigemessen, den wir anreden, und den wir uns nur in der Haltung, ihn anzureden oder von ihm angeredet zu werden, vorstellen können. Vater und Mutter sind vielen Kindern immer gegenwärtig, bis zum Übermaß; das rechtfertigt keinen Freudismus. Denn vom Namenszauber wollte Freud nichts wissen, und von der Sprache des Du hat Freud bis zum Ende theoretisch nichts gewußt (praktisch war es anders).

Deshalb, weil ich im Namen zu der Person, im Begriff aber nur von ihr rede, drehe ich mich um volle 180 Grad, wenn ich statt zu Fritz von ihm spreche. Der Priester, der das Salz und die Kreatur des Wassers anspricht, wendet sich liebend einem Geschöpf zu, das, wie wir selber, eines Tages von Gott ins Leben gerufen wurde. Der Chemiker redet vom Wasser als H_2O . Er glaubt, das Wasser höre nicht zu. Namen machen mich den Benannten anblicken. Worte lassen mich von dem Benannten abstrahieren. Deshalb hat die Schule keine Lehre von den Namen, weil sie abstrahiert, und weil damit schon Name für Schall und Rauch erklärt wird.

Sprachlich wohnen der Beter, der Gott anruft, und der Theologe, der Gott bedenkt, wohnen der Arzt, der den Kranken berät, und der, der seinen Fall beschreibt, der Staatsmann, der den Staat rettet, und der Philosoph, der ihn ergründet, auf entgegengesetzten Planeten. Wir wissen es schon, daß Gelehrte und Kinder davon leben, die Formenstrenge der sprachlichen vollen Macht zu ver-

nachlässigen und die Sprache ihrer Namensmacht zu entkleiden. Seit Parmenides sind Schule und Wissenschaft Palästren. Aber Heraklit von Ephesus dachte für Bürger, nicht für Jünglinge im Ankleidezimmer der Gymnasien wie Parmenides, Plato oder Sokrates.

Wem das übertrieben erscheint, der hat die Ursache nicht gewürdigt, welche die Namen mit der Macht des blutigen Ernstes ausrüstet. Er braucht nur an einem Auflauf in Alexandria gegen die Engländer, an einen Ausbruch gegen Juden oder Amerikaner teilgenommen zu haben, um zu erfassen, daß auch der Name sprengstoffartig wirkt. Der Name ist keineswegs eine Spielmarke X oder Y. Er ist bereits ein Titel, so sehr, daß sich die Nationen naiv ihrer Dichter brüsten, bloß weil diese Poeten bei Lebzeiten unter diesen ihren Landsleuten verhungern durften. Im Ausland wird sich jeder der Tatsache bewußt, daß der Volksname ein Amtstitel ist. Dort verkörpern wir den Namen, den wir tragen, in den Augen der Welt.

Werden also Wort und Name so im Gegensatz gesehen, wie die Liturgie im Segnen der Geschöpfe ihn erläutert, dann wird dem Namen die dreifache Gewalt des Wortes zuerkannt. Mit dem Wort ausgerüstet, kann ich bloß von einer Sache reden. Aber der Name ist der Schnittpunkt von drei Sprechakten. Erstens: Ich rede dich mit ihm an. Zweitens: Ich rede von dir bei deinem Namen. Drittens: Nun aber kommt die wichtigste Zufahrtsstraße zu dem Wegekreuz, das der Name darstellt: Ich selber erkenne mich bei diesem Namen und in diesem Namen. Ich will von mir selber dieselbe Vorstellung haben können, die die übrigen Menschen mit meinem Namen verbinden, und umgekehrt! Im Namen kreuzen sich also drei Existenzweisen desselben lebendigen, hörenden, sprechen und denkenden (um sich selber wissenden) Wesens.

Im Wort kreuzt sich nichts. Es bezeichnet nur einen Gegenstand.

Die bisherigen Sprachlehren haben den Wortdenkern und Namensentkleidern den Vortritt gelassen. Sie haben den Theologen, den Philosophen, den Soziologen zugestimmt, daß ihre Begriffe „höher“ ständen als die Namen, auf Grund deren sie allein begreifen konnten und können. Darum werden Namen so angesehen, als sei es ihre Bestimmung, am Ende auf Worte zurückgeführt und auf Begriffe reduziert zu werden. Das heißt aber doch, daß die bisherige Wissenschaft in Sachen der Sprache Partei ist. Auf die Sache hinter den Namen zu dringen, betrachtet sie als ihre Pflicht und Schuldigkeit. Nun will ich diese Pflicht und Schuldigkeit nicht angreifen. Aber weshalb sollte es nicht ein neues Denken geben, das nicht trachtet, hinter die Gottes- oder Menschennamen zurückzugehen? Gott ohne seinen Namen ist nicht Gott; du ohne deinen Namen bist nicht der, der du bist. Und das heilige Licht und das Vergißmeinnicht und das Geschöpf des Feuers sind heillos ohne ihre Namen. Denn nur in strenger Form, nur mit vollem Namen läßt sich die Wahrheit sagen. Bin ich nur ein Schweizer, dann muß ich im Ausland das Los aller Schweizer verewigen, aber zuhause bin ich nur dort, wo mein eigener und persönlicher Name gilt.

Lüge oder Torheit über Gott sproßt dort auf, wo das Wort „Gott“ ohne den einzigen „Ich“-Namen der Allgegenwart „diskutiert“ wird. Mit anderen Worten: Namen müssen weiterwalten, auf dem ihnen gebührenden oberen Stockwerk, wo sie uns und den, der den Namen trägt, und die Welt, in die er „gehört“, zusammenhalten, wie die Heimat, die Kirche, die Arbeitslosen, damit im Erdgeschoß mit Worten auch *von* ihnen gesprochen und außerdem im Keller der Begriffe die Grundlagen für

Namen und Worte erörtert werden können. Namen, Worte, Begriffe bilden drei Stockwerke. Im Grundlagensstockwerk, eben im Keller der Begriffe, wird definiert. Im Erdgeschoß, eben im Land der Worte, wird geurteilt. Im Obergeschoß aber, eben im Reich der Namen, wird geliebt, geglaubt, gehofft und Frieden gehalten.

Hiermit ist der Zugang zum Verstehen der Masse gegeben. Die Masse ist durch die Schule von den Namen emanzipiert oder glaubt es zu sein. Sie hat von den Gebildeten gleich die Begriffe geerbt, wie Sozialismus, Liberalismus, Patriotismus. Gegen die Sprache des Volks ist die Masse durch die Begriffswelt abgeriegelt. Einem Marxisten hat sich vor den Namen Gottes der Begriff Gott, vor den Namen Arnold Winkelried oder Wilhelm Tell der Begriff des Revolutionärs, vor die Namen Sonne, Mond und Sterne die physikalische Welt geschoben.

Wie vielen Studenten habe ich sagen müssen, daß Gott kein Begriff ist, weil er unbegreiflich ist, der Mensch kein Begriff, weil er noch nicht fertig geschaffen ist, die Welt unbestimmt, weil sie unendlich ist. Sie hatten noch nie von den Grenzen der Begriffe gehört. Auch das Spiel mit „Grenzbegriffen“ führt zu gar nichts, wenn wir doch Gott anrufen, die Welt bearbeiten und uns selber bekehren müssen, alles nur weil Gott, Mensch, Welt, Vokative sind und keine Nominative. Sie sind Kreuzpunkte, an denen unser Wort, die Namen der Liebe, die Begriffe der Arbeit sich kreuzen sollen. Sie sind Herausforderungen unserer Antworten.

Der Sprachdenker würde lieber niemanden vor den Kopf stoßen, denn er weiß, daß im Nennen auch das Reden und das Begreifen vorweg angelegt sind. Die Bibel lehrt das. Im Hebräischen gilt das Denken als ein Unterfall des Sprechens. Wer spricht, denkt und begreift auch. Insoweit hat es mit den Begriffen seine Richtigkeit. Die

Absicht der Sprachdenker ist also nicht ein Angriff auf das Begreifen, sondern eine Verteidigung der im Sursum Corda der Liturgie aufgezählten Organe von Herz, Augen, Lippen gegen das Gleichmachwerkzeug, das Gehirn, das alles unter der einen Bedingung begreift, daß es seinen Same und Frucht verkörpernden Namen verliere, daß es seinen Geist aufgebe, um aufgespeichert werden zu können wie jenes moderne Weizenmehl, dem der Lebenskern entnommen ist, und das eben deshalb das Ideal der Müller und der Ruin unserer Ernährung ist. Es wird nicht ranzig, und es nährt nicht. Lebendige Namen veralten; tote Begriffe veralten nicht. Aber Namen nähren. Begriffe nähren nicht. Wer denkt oder begreift, spricht damit noch lange nicht! Und erst wer *nennt*, handhabt Sprache verantwortlich. Namen versichern uns eben der Wirklichkeit des Unbegreiflichen: des Lebens. Dein Name ist ja dein noch ungelebter Teil, dank dessen ich dir deine noch unbegreifliche Zukunft einräume. Als Deutscher, als Bürger, als Vater bist du mir mehr bekannt, denn als Aloys Bromwieger. Aber weil ich dich noch nicht kenne, deshalb gibt mir dein Name noch ein Vertrauen und eine Hoffnung, die mir die gute, alte Germania vielleicht nicht mehr einflößt, weil ich sie zu gut kenne. Bevor wir uns nicht der Wirklichkeit des Unbegreiflichen versichert haben, haben wir einander nichts zu sagen. Kein Mensch kann sprechen, der nicht hofft, Neues mitzuteilen. Kein Mensch kann zuhören, der nicht liebt. Kein Gespräch kann stattfinden, ohne daß Friede herrscht. Glaube, Liebe, Hoffnung, Friede liegen allem Wortwechsel voraus. Und in ihnen siegt die Zukunft über die bekannte Vergangenheit. Wie kommen sie aber zustande? Nicht mit Worten; das wissen wir schon. Aber kraft Namen. Soll das nicht eine abergläubische Redensart sein, so muß noch etwas un-

gesagt geblieben sein, durch das der Kreuzpunkt „Name“ diesen Einsetzungscharakter erwirbt. Mit dem bisher Gesagten ist meine Unterwerfung unter die Namen noch unerklärlich. Was zwingt mich, in den gefährlichen Stromkreis verpflichtender Namen einzutreten? Es ist seltsam, daß dieser alltägliche Einsetzungscharakter der Namen von allen Sprachgelehrten unerwähnt bleibt oder vielleicht in einer Anmerkung gestreift wird. Wir haben die Menschen seit Abälard entweder als einzelne oder als Gemeinschaft betrachtet. „Individuum und Gemeinschaft“ sind tausendmal behandelt worden. Beide sind Abstrakta. Und es wäre leicht zu zeigen, daß ein denkendes Individuum eine auf ein einzelnes Mitglied reduzierte Familie sein muß, falls dies Individuum vernünftig denken und sprechen soll. Doch gehe ich hier darauf nicht ein, muß es aber erwähnen, weil ich den Leser darauf aufmerksam machen muß, daß es zwischen einsam und gemeinsam den ungeheuren Bereich des „gegenseitig“ gibt. Im Gegenseitig ist der Ursprung für Einsamkeit nach der einen Seite, Gemeinschaft auf der anderen. Namen aber gelten gegenseitig.

Wann kann ich mit Ihnen sprechen? Wenn wir einander vorgestellt sind. Wie werden wir einander vorgestellt? Indem wir unsere Namen erfahren und uns von nun an gegenseitig bei diesen Namen anreden. Diese Namen treten damit in die Dianomik ein, welche Hegel und Marx als begriffliche Dialektik verkannt haben. Meine Tante nennt mich ihren Neffen, ich aber nenne sie Tante. Wir sind einander reziprok. Der Tisch ist seinem Stuhl nicht reziprok, außer im Märchen. Das Märchen beweist unsere These. Denn im Märchen erwacht alles zu demselben Leben, das wir als einander vorgestellte Menschen führen. *Namen beruhen auf Gegenseitigkeit.* Wir ernennen uns gegenseitig.

Der aufmerksame Leser wird sich über diese Tatsache nicht mehr wundern, denn er weiß schon, daß Namen die Laute sind, auf die wir uns einander zuwenden. Aber ist ihm die Tragweite dieser Reziprozität klar?

Jeder Name ist Vokativ zuerst und Nominativ viel später. „Juppiter“ blieb ein Vokativ im heidnischen Rom selbst für die Theologen, und deshalb ist von den frommen Heiden immer noch viel für den wahren Glauben zu lernen. Es gibt heute zu viele Theologen, die Gott für einen Nominativ halten. Sie drehen sich nicht auf seinen Anruf um. Die Grammatik führt uns alle in die Irre. Sie erklärt den Nominativ für den Ausgangspunkt des Sprechens. Wie könnte aber der Ausgangspunkt etwas anderes als der Vokativ sein, kraft dessen wir Gott anwesend machen und den Teufel abwesend! Eben deshalb heißt der Teufel doch der „Gott sei bei uns“.

Nun hat Gott eingewilligt, durch das Gehege unserer Zähne hindurchgezerrt zu werden. Die Theologie, der nominative Gott und die Bibelkritik werden von Gott als nachlässigere Haltungen unseres Daseins zugelassen. Aber als ein Psychologe den Nominativ soweit trieb, anzukündigen: „A Psychologist looks at Jesus“, da bat mich ein Student, meinerseits anzukündigen: „Jesus looks at Psychology“. So sehr bäumte sich des Jungen gesunder Sinn gegen den Nominativ im Munde des Psychologen auf.

Die erste Sprachstufe, die täglich daher zu erneuernde Sprachstufe des Menschengeschlechts ist die gegenseitige, reziproke namentliche Anrede. Auf ihr beruht aller Friede unter den Menschen. Ein Sohn kann seinen Vater als Vater anreden, ohne sich seiner Freiheit zu begeben. Denn im Namen „Vater“ steckt für diesen Sohn ein Freiheitsmoment; wenn er den Vater so anspricht, muß der Vater ihn als Sohn behandeln! Als die Franzosen

und Deutschen anfangen, einander Gallier und Germanen zu schimpfen, verloren sie ihre Bruderschaft aus der karolingischen Erbschaft. Wer nämlich die fränkische Kommandosprache sprach, hieß Deutscher; wer nur im Frankenland ansässig war, hieß Franzose¹. Seit 786 binden wir diese Scheidung in Deutsche und Wälsche Franken. Im Römerreich aber hatten sich Gallier und Germanen nichts zu sagen. Und die Rebarbarisierung Europas ging mit dem leichtfertigen Einführen der Schulbuchvorstellung Germane und Gallier Hand in Hand. Die Reichsteilung von Verdun wurde nämlich durch diesen Rückgriff hinter die echten Namen um tausend Jahre zurückdatiert, und tausend Jahre sind kein Pappenstiel. Tausend Jahre falsche Geschichte ermöglichen Hitler die Besetzung Norwegens oder bringen die Polen nach Stettin. Als Provinzialen des Römerreichs hatten Helveter, Iberer, Germanen, Ägypter einander nichts zu sagen, es sei denn über den Umweg Rom. Aber Deutsche und Franzosen können sich immer gegenseitig anreden. Die Verwechslung des Namens „Deutsch“ mit dem Begriff „germanisch“ hat Europa vernichtet.

Weil im Namengeben Gegenseitigkeit herrscht, weil ich Bruder bin, wenn ich „Schwester“ sage, weil alle Namen Doppelköpfe auf einem einheitlichen Leib sind wie Vater und Mutter, deshalb hat nie ein Mensch zuerst die Sprache erfunden. Ebenso wenig haben alle zugleich gesprochen. Sondern Menschen haben einander angesprochen, und dem Namen, den du mir gabst, hat der Name, den ich dir gab, entsprochen. Sprache ist Kor-

¹ Meine Entdeckung dieser Korrespondenz zwischen Deutsch und Französisch als Zwillinge des Fränkischen in meiner Abhandlung Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1928, 1—60, und A. Götze in: Kluge „Etymologisches Wörterbuch“ unter „deutsch“.

respondenz, bevor sie irgendetwas anderes ist. Wir setzen uns gegenseitig ein, wenn wir einander den „entsprechenden“ Namen geben. An einer Universitätsvorlesung mag alles zweifelhaft sein, wenn der Professor ein Skeptiker ist. Daß er der Professor ist und die Studenten die Studenten sind, steht trotzdem fest. Es ist das eine härtere Wahrheit, als die Skepsis wahr haben will. Aller Worte kann die Skepsis Herr werden, aber nur wenn sie vergißt, daß der Skeptiker in dem Kreuzpunkt steht, wo er als Skeptiker zitiert, als Skeptiker von seinen Studenten — in ihren Examina — respektiert und von sich selber für einen Skeptiker gehalten wird. Dein Ich, dein Du und dein Er, entfalten sich aus der einen Quelle, daß unsere Namen mit einander korrespondieren.

Sonst verliert dein Name seinen, sonst verlierst du deinen Sinn. Derselbe Professor also, der vom Katheder herunter über die Dreieinigkeit spottet, fordert doch selber seine Studenten heraus, ihn, den Professor, als Abbild der Dreieinigkeit zu ehren. Denn weshalb lehrte er, wenn er nicht hoffte, daß sie ihm glauben, weshalb hörten sie, wenn sie sich nicht von ihm geliebt hofften? Was er über sich denkt und was er von der Welt begreift, das sollen sie weitersagen. Sie sollen also seines Geistes Kinder mit den Namen nennen, die er ihnen gibt. Sie sollen also seine Wahrheit bewähren. Das ist der Glaube an die Dreieinigkeit, bildlich auf das bloße Hörsaal-Ebenbild Gottes, auf den Professor, reduziert.